

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 56.

Samstag den 7. März 1903.

18. Jahrgang

Nachdruck verboten.

März.

Von Richard Staben.

Die wärmenden Sonnenstrahlen hatten auch den letzten Rest der Schneedecke verschwinden lassen, ein gewaltiger Sturm durchbraute die Luft, den nahenden Frühling zu künden.

„Na“, meinte der alte Förster Engelhardt, „das wäre ja wieder ein Mal überstanden, den Winter hätten wir glücklich hinter uns. 's war eine böse Geschichte, das Zitterlein hat mir arg zugefressen.“

„Ach, Papa“, pflichtete ihm seine Tochter Martha bei, „so ein langer Winter in dem einsamen Forsthause ist auch zu langweilig. Wenn man Monate lang gar keine Abwechslung hat . . .“

„Keine Abwechslung?“ behnte der Alte. „Ich dachte, an der hätte es nicht gefehlt. Da war zuerst der Schneesturm, dann warf die Diana sechs Junge, dann galt es den Marder abzuschaffen, der uns die Lauben abwürgte, dann kam der Strauß mit den Goldfischen, dann —“

„Das sind alles Sachen, die Dich interessieren“, unterbrach ihn Martha.

„Das ist ganz gleichgültig“, brummte der Alte, „was für den Förster von Interesse ist, dafür hat sich des Försters Tochter ebenfalls zu interessieren.“

„Thue ich ja auch, natürlich thue ich das!“, beschwichtigte Martha den polternden Alten. „Aber was meinst Du, werden wir heute nicht den ersten Frühlingsbesuch aus der Stadt bekommen?“ und dabei spähte sie angestrengt durch die Lüftung, die den nach der Stadt führenden Fußpfad überblicken ließ.

„Nein, mein Tochter“, wehrte der Alte ab. „Da wirst Du schon noch 14 Tage warten müssen. Einen solchen Spaziergang riskiert heute noch Keiner. Er kommt erstens auf dem aufgeweichten Wege nicht vorwärts und zweitens riskiert er, im Sumpf stecken zu bleiben.“

„Aber wenn er nun hohe Stiefel anzieht“, warf Martha ein.

„Das müssen schon sehr hohe Stiefeln sein“, lachte der Alte.

„Du Papa“, erklärte Martha und eine flammende Rötze überzog ihr hübsches Gesicht, „Fritz Werbach besitzt so sehr hohe Stiefeln . . .“

„Papperlapapp“, machte der Alte, „der sitzt lieber in der warmen Stube hinter dem Schreibtisch, als daß er sich hier draußen einen Schnupfen holt.“

Martha hielt die Hand über die Augen und lugte von weitem hinaus in die Dichtung. Da unten in dem aufsteigenden Nebel schien eine schattenhafte Gestalt aufzutreten. Sie kam näher und näher und endlich . . .

„Papachen, Papachen“, frohlockte Martha, „s kommt doch Besuch. Ein Herr, ein Stadtherr, ein junger Stadtherr. Und Stiefel hat er an: hohe, ganz hohe Stiefel, Stiefel wie ein Oberförster. Weißt Du, wer das ist?“

Ehe sich noch der Förster emporgerappelt hatte, schlugen auch schon die Dadel an und es klopfte kraftvoll an die Thür. „Fritz . . . Martha . . .!“ — und in den Armen lagen sich Beide. Aus den hohen Stiefeln des Ankömmlings rannen Wasser-Sturzbäche in das Zimmer.

„Verzeiht Herr Engelhardt“, erklärte Fritz, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, „ich hab's gewagt und hab' mich durch Morast und Sumpf bis zu Ihnen hindurch gearbeitet. Hier meinen Frühlingsgruß . . .“

„Gut, gut“, räusperte sich der Förster, „hätte das diesem windigen Städter gar nicht zugetraut. Scheint große Sehnsucht nach uns gehabt zu haben. Werde doch mit Martha ernstlich reden.“

Der Frühlingsgruß sandte inzwischen seinen Rauch durch das Zimmer, den prächtigen, herzerfrischenden Duft der eben zum Leben geklärten Märzbeißchen!

„Wenn's nächsten Sonntag wieder so molliges Wetter giebt, halt' ich's in der Werkstatt nicht mehr aus“, erklärte der Tischlermeister Matthias ganz energisch, „da geht's raus und wenn der ganze Schnee verbrennt. War gerade schlimm genug, daß man den ganzen Winter über in dieser dumpfigen Bude herumwirtschaften mußte.“

„'s ist mir ordentlich auf die Nerven gefallen“, meinte seine Frau, „da wollen wir uns über acht Tage schon mal auf die Strümpfe machen. Wir fahren natürlich . . .“

„Ohne Zweifel“, lachte der Meister, „mach' den Kinderwagen nur zurecht. Neue Vorhänge heftest Du dran, auch für eine bessere Decke mußt Du Sorge tragen. Ich werde das Gestell frisch aufstreichen und die Räder tüchtig ölen. Dann packen wir unser Karlehen hinein und raus geht's in die klare Märzluft.“

Und am Sonntag wurde wirklich die Ausfahrt unternommen. Die Kinder-Equipage präsentirte sich in verblicher Eleganz. Karlehen aber hatte es verschmägt, in derselben Platz zu nehmen, als neugepäckter Hosenknopf stolzierte er neben dem Gefährt. Wie stolz ist man aber auch, wenn man zum ersten Male in seinem jungen Leben den Unterschied der Geschlechter dadurch augenfällig dokumentiert, daß man Weinleider trägt. Da ist es nicht mehr möglich, daß man, wenn man Karlehen heißt, von dummen Menschen stets mit Mariechen angeredet wird.

„Nach dem schwarzen Adler wird gefahren!“ befahl der Meister seinem Kutscher, oder richtiger seiner Frau, welche den Kinderwagen schob. „Dort giebt's das beste Märzgebirg.“

„Wird das für Dich aber nicht zu schwer sein?“ wandte die Frau ein.

„Unfinn“, lachte der Meister, „Märzhopfen, Märzmalz — Gott erhalt's!“

— Ein fideles Leben entwidelte sich im „Schwarzen Adler“. Familien kochten ihren Kaffee bergs in Freien, goldig ließen die Sonnenstrahlen die Gläser mit Märzgebirg erglänzen. Es gab lustige Biermusik, Meister Matthias fand gleichgestimmte Seelen, ein Kantus stieg nach dem andern und ein Seidel nach dem andern neigte die Köpfe.

„Nen Groschen willst Du haben für die Henne, die Bomben-Ober legt?“ fragte der Meister, „hier mein Karlehen! Käsefuchen willst Du kaufen? Hier mein Schnuteken! 'nen Schluck Märzgebirg? Prossit, mein Junge! Apfelsinen sind auszuspielen? Na, dann geh' schon ran und gewinn so'n Ding. Mit den kleinen Mädchen möchtest Du tanzen? Meinethwegen, aber nur nicht links rum, sonst wirst Du schwindlig. Der Esemann ist da? 'ne kleine Portion Vanille. — Himbeer könnte Dir nicht gut bekommen. Was hast Du denn schon wieder? Ein paar Warne nebst saurer Gurke? Ist mir auch recht. Was der Bengel heut' für 'nen Appetit entwickelt. Ja, ja, ich merk's bei mir auch: die Frühlingssucht regt den Appetit mächtig an, — und den Durst auch. Keilneer, — noch 'n Seidel!“

„Wird das nicht Folgen haben, wenn Karlehen Alles durcheinander isst?“ fragte die Meisterin besorgt.

„Glaub' nur so was nicht“, beruhigte sie der Meister, „Zungens in dem Alter haben einen Magen, sag' ich Dir, einen Magen . . . Zum Wohl, Herr Nachbar . . . Keilneer —!“

Den Nachhauseweg trat Karlehen in der Equipage an. Ein Stück Torte hatte ihm der Vater zur Veruhigung mit in den Wagen gegeben. Karlehen knabberte an demselben eifrig herum und verschmählte auch einen Schluck Milch nicht. Mama hatte fürsorglich die gefüllte Milchflasche mit in den Wagen gepackt.

„Das Kind scheint mir doch unruhig zu sein“, meinte die Frau, als im Verlaufe der Fahrt ein unterdrücktes Weinen aus der Equipage hörbar wurde.

„Das Bengelchen wird träumen“, beruhigte der Meister die brave Mama.

Karlehen schliefte weiter. „Nun geht's aber nicht mehr“, erklärte schließlich die Meisterin, „jetzt muß ich doch mal nachsehen.“ — Kaum hatte sie an dem lieben Karlehen einige Minuten herumgesehen, da freischte sie entsetzt auf: „Mann, Mann, du lieber Himmel . . . das Karlehen . . . ach herjemersch nee . . . eine schöne Geschichte . . . die ganz neuen Hosen —“

„Gut, gut“, machte Meister Matthias, „wer hätte das gedacht. Nun sieh bloß, daß Du schleunigst nach Hause kommst. 's muß doch so was in sich haben, dieses Märzgebirg . . .“

Daraus wird nichts, Kreuzhuber“, erklärte der Feldwiesenhauer, „die W'schicht schlag Dir aus dem Sinn. Das Frühjahr läßt sich so gut an, daß ich von Dir nichts brauch'. Sted' Deine „Blauen“ nur wieder ein. Du behältst Dein Geld, ich mein Grundstück und mein Lisei heirathet in die Stadt hinein, damit basta.“

„Aber wann 's Lisei nun mich gern möcht“, wandte der Kreuzhuber Franzl ein, „wann die eine Stadtdame gar nicht werden möcht?“

„'s Alles eins“, beharrte der Bauer, „Du wirst wegen dem verfluchten Prozeß mit Deinem Alten, Hätt' mich beim Kopf und Kragen kost'!“

„Aber mein Vater schickt mich doch“, meinte Franzl, „s soll nit auf die Spit'n getrieben werden mit dem Prozeß. Er will die Klag' zurücknehmen. Er will nit haben, daß Du mit offenen Augen in's Unglück rennst. Wenn Du in der letzten Instanz auch noch verlierst, wird Dir's Gütel ver-gantel. Mußt bedenken, — die Kosten!“

„Machen mir nit, goar nit“, behauptete der Bauer, „eine gute Ernte und Geld giebt's wie Heu.“

„Aber Vater“, hat nun auch Lisei, „noch ist die Ernte nicht herein. 's kann hageln, 's kann schneien . . .“

„Verrückt, unanand verrückt“, polterte der Bauer, „s wird jetzt noch schneien . . .“

„Im März fällt oft noch ein Schneefall in die Saat“, meinte Franzl. „Man soll nichts verreden.“

„'s wird nichts verred“, erklärte der Bauer. „Wenn's schneit, bin ich ein verschossener Mann. Dann kannst wieder nachfragen.“

Franzl schickte sich zum Gehen. Da beugte ein plötzlicher Windstoß die noch fahlen Zweige der im Garten stehenden Obstbäume fast bis zur Erde. Der Sturm jagte eine dunkle Wolke am Himmelsschloß empor, ein scharfes Säusen durchschnitt die Luft, Graupelförner proffelten gleich einer Schrotladung gegen die Fenster, ein Schneeflocken-Wirbel wurde über die Saat hinweggetrieben.

Der Feldwiesenhauer starrte sprachlos in das Toben der Elemente. „Nach's mit der Lisei ab“, stöhnte er dann zum Franzl gewandt. „'s ist Alles gegen mich im Bund, — o, er thut weh, dieser Märzschnee!“

„Diese Späßen sind doch ein freches Gefindel“, klapperte der Star seiner Starin zu. „Haben uns doch den ganzen Starkasten verpaßt. Da hatten wir uns nun schon gefreut, unsere alte Wohnung in gutem Zustande wieder zu finden und jetzt . . .“

„Ja, Skandalös ist es“, antwortete die Starin, „alles hat uns das verschmägt. Nicht 'nen Funken Reinlichkeitsgefühl besitzt dieses Sperlingsvolk. Na, was soll denn nun werden? Wollen wir von Neuem auf die Wohnungssuche gehen?“

„Denke gar nicht dran“, räsonierte der Star und plusterte sein glänzendes Gefieder auf, „ich werde kurzen Prozeß machen und die Bande einfach ermittiren.“

Damit flog er zum Starkasten hinauf, der im Giebel eines Birnenbaumes hing. Die Späßen schlugen einen Höl-lenlärm an, sie spektakelten, als ob es gelte, den Kasten herabzustürzen. Der Star kümmerte sich wenig um das Gekreisch: ein paar Schnabelhebe, eine kräftige Axt und — raus aus Weh. Strohhalm, Heubüschel, Federhüchel, das flog nur so aus dem Flugloch heraus, — das Vogelstuben-Reinmachen im März.

Savoy-Hotel u. Badhaus

Bärenstrasse 3.

Ganz besonders zu empfehlen.

Elegante Einrichtung mit allem Comfort der Neuzeit.

— Mässige Preise. —

Kein Pensionszwang.

Fernsprecher No. 426.

8957

Die Direction.

WALHALLA-THEATER.

Das große Attraktionsprogramm vom 1.—15. März.

Edlawy, der Verwandlungsschauspieler.

The Namesos.

Krebs u. Tochter, die holländischen Hellscher.

Georg Rösser.

Hyleia

das weltbekannte Lustspiel und die andern Attraktionen Anfang Abends 8 Uhr.

8834

Geschw. Meyer,

9 Langgasse 9.

Schwarze und weisse Stoffe

in grosser Auswahl und jeder Preislage in bekannt guten Qualitäten.

7611



Eine Flucht aus dem Eisenbahnwagen versuchte die 14 Jahre alte Tochter Marie der Bauarbeiter Höltenhauerischen Eheleute aus der Waisenstraße 19 zu Berlin. Das Kind wurde im letzten Herbst eingekerkert und befand sich in einer bedenklichen Umgebung. Der Vater verunglückte vor sechs Jahren und bezieht eine Rente, die Mutter vermietet an eine Gattung von Mädchen, deren Umgang und Treiben auf Kinder schädlich einwirken muß. Diese Sachlage wurde der Polizei angezeigt, die den Eltern die Tochter wegnahm und nach dem Waisenhaus verbrachte. Von dort sollte sie am Samstag von zwei Frauen zu einer Familie nach Fürstenwalde gebracht werden. Plötzlich, zwischen Friedrichshagen und Wilhelmshagen, sprang Marie Höltenhauer aus der Thür ihrer Eisenbahnabteilung auf den Bahnkörper hinaus, bevor die völlig überraschten Begleiterinnen hindernd eingreifen konnten. Anstatt nun den Zug durch die Höltenhauer zum Stehen zu bringen und den Vogel wieder einzufangen, sah man aus den Fenstern heraus dem weiteren Verlauf der Dinge zu. Als sich nun Streckenarbeiter des belagerten Waisenhause annehmen wollten, sprang es auf und entließ nach Hültenhagen zu. Wie sich später herausstellte, scheint die Flucht vorher geplant gewesen zu sein. Das junge Ding hatte bereits einen Ritter gefunden, der wahrscheinlich in demselben Zuge mitgefahren war und ihn bereits verlassen hatte. Denn als ein Polizeibeamter bald darauf zwischen Hültenhagen und dem Bahnhof Hültenhagen der Marie Höltenhauer begegnete, wanderte sie wohlgenut an dem Arme ihres nicht viel älteren Beschützers dahin. Der Beamte hatte sich gleichfalls in dem Zuge befunden, dem Vorfall zugehört und das Mädchen wieder erkannt. Das jugendliche Paar wurde nach dem Amte gebracht, der Ritter wurde entlassen, die Maid festgehalten.

Ein tragisches Mysterium. Ein merkwürdiger Fall, der ohne Gehändnis der Beteiligten nie volle Aufklärung finden kann, beschäftigt zur Zeit die Pariser Gerichte. Ein wohlhabender Schmied Bacony wurde vor einigen Tagen um die Dämmerzeit in seiner Werkstatt, wo er allein war, von einem Unbekannten überfallen und mit einem Messer fast ermordet. Da er sich jedoch zur Wehre setzte und Alarm schlug, entfloß der Mörder. Im Spital befragt, erklärte Bacony, daß der Angreifer ein ihm unbekannter Mann und das Motiv des Mordversuchs wohl ein beabsichtigter Raub gewesen wäre. Später machte jedoch ein junger Mann, Besson, dem Gerichte die Meldung, daß am Tage des Mordes sein Kollege, der 17-jährige Sohn Baconys, Maurice, welcher in der Mechanikerschule zu Lorent herangebildet wird, in Paris gewußt hätte und daß sein Benehmen ihm auffallen würde. Maurice war ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten gekommen und hatte seine Institutsuniform mit Arbeiterkleidern vertauscht. Eine halbe Stunde vor dem Verbrechen war Besson Maurice begegnet, und dieser hatte ihm erklärt, daß er sich zu seinem Vater begeben. Später fand sich Maurice in aufgeregtem Zustand bei Besson ein und trug an der Stirn die Spuren eines starken Schläges. Er erklärte, seinen Vater nicht gesprochen zu haben. Bald erschien die Mutter des jungen Bacony in der Wohnung Bessons und beschwor ihren Sohn, nach Laurent zurückzukehren, wobei sie erzählte, daß ihr Gatte eben überfallen worden sei. Auf Grund dieser Angaben wurde Maurice Bacony verhaftet und unter der Anklage des versuchten Vatermordes vor Gericht gestellt. Sein Vater protestiert aber in energischer Weise gegen die Beschuldigung, und auch die Mutter gibt sich alle Mühe, um Maurice von dem Verdachte reinzuwaschen. Es wurde festgestellt, daß Vater und Sohn miteinander in stetem Streite gelebt hatten und daß Maurice aus diesem Grunde aus dem Hause gegeben wurde. Ob er jedoch den Mordversuch tatsächlich verübt hat, kann mangels Zeugen vor Gericht nicht erwiesen werden; höchst wahrscheinlich wird er der Großmuth seines Vaters seine Freilassung zu verdanken haben.

Komm' Karlinken. Man schreibt den „M. R.“ aus Paris: Der populärste Mann in der französischen Hauptstadt — noch populärer als Madame Humbert — ist jetzt der Komponist des bekannten Berliner Gassenhauers „Komm' Karlinken, komm' Karlinken, komm'!“ (Der Komponist ist ein Frankfurter, sein Berliner und der Text des Gassenhauers ist ursprünglich in

Frankfurter Mundart geschrieben. D. Red.) Ich habe nicht die Ehre den Namen dieses Lieddichters zu kennen, sein Werk aber kenne ich schon an die zehn Jahre. Es war durch andere schöne Weisen, die uns Berlin bescheert hat, durch „Auf dem Boome da sitzt ne Blume“, durch den „kleinen Kohn“ usw. schon einigermaßen aus meinem Gedächtnis und meiner Vorliebe verdrängt worden — da feierte es in Paris seine fröhliche Auferstehung. Und das ging so zu: Einige deutsche Studenten hatten die Idee, in corpore nach Paris zu reisen und den Franzosen die „Käuser“ (nicht jene von Maria-Culm!) vorzumimen. Glücklicherweise kam der abenteuerliche Plan nicht zur Ausführung, gelacht aber haben die Pariser schon im voraus darüber. Und alles was in Paris Komisches im öffentlichen und privaten Leben sich ereignet, das spiegeln die großen Variete-Theater in ihren „Revue“ (eine Art aktueller Totalposse) bald getreulich, bald verzerrt, immer aber erheitend wider. So tauchte auch in der Revue des Scala-Theaters ein mit einigen stattlichen „Durchziehern“ geschmückter deutscher Korpsbarrich auf, der den Franzosen auseinanderlegte, daß sie bisher von dramatischer Kunst keine Ahnung hatten. Als Probe von der Blüthe der neuzeitlichen Musik gab er das erhabende Lied „Komm' Karlinken“ zum besten. Es machte in Paris Furore. Alle Gassenjungen pfeifen, alle Drehscheiben lehren, alle Angebeiteren summen oder schreien es. Es bilden sich oft auf den Straßen eigene improvisirte Gesangsvereine mit dem alleinigen Daseinszweck, das schöne Lied „Komm' Karlinken“ (so lautet „Komm' Karlinken“ in der Uebersetzung) abzusingen, manchmal sogar mit Gitarrenbegleitung. Und gar erst am letzten Faschingsdienstag! Ganz Paris tönte von den Rufen nach Karlinken-pou-poule wieder. Die Camélot's machten mit dem Verkauf der Partitur zu dieser Liedschöpfung reizende Geschäfte. Als neuestes Ergebniss der Spielwarenindustrie wurde ein Apparat verfaßt, der das Geschrei einer Deme (pou-poule) nachahmt. Ja, die Pariser Volksseele benutzt jetzt als Ausdrucksmittel ihrer gehobenen Gefühle einen Berliner Gassenhauer. Kühne Hoffnungen tauchten in einem auf von der endlichen Versöhnung der Franzosen mit unserem Volke durch die zwingende Macht des deutschen Liedes. Künftig muß es ja auch von den Gassenbauern heißen: habent sua fata.

Der Künstler und sein Lohn. Folgende Geschichte erzählt der „Gaulois“: In einem kleinen, fernliegenden Königreiche (Serbien?) stirbt der König. Sein Sohn und Nachfolger wünscht, daß die Tugenden des Verstorbenen in Bronze oder Marmor verherdicht und verewigt werden. Man schreibt an einen der bekanntesten französischen Bildhauer und fordert ihn auf, das Denkmal herzustellen. Seiner Nähe Lohn sollen 250 000 Francs sein, und da der Künstler in die Hauptstadt jenes Landes reisen muß, sollen ihm von der Gefandtschaft, die das Königreich in Paris hat, von den 250 000 Francs sofort 40 000 Francs als Reisevergütung und Kostenvorschuss ausgezahlt werden. Einen Tag vor seiner Abreise nimmt ihn ein Künstler, der es gut mit ihm meint, bei Seite und sagt: „Geben Sie das Geld ab, bevor Sie abreisen.“ — „Aber...“ — „Kein „aber“ — geben Sie das Geld ab, rathe ich Ihnen!“ — „Der Schein ist doch vom Finanzminister unterschrieben...“ — „Geben Sie es trotzdem ab!“ Der Künstler aber will nicht hören. Nach seiner Rückkehr aus dem fernen Lande kann er von der Gefandtschaft zunächst keinen Fennig bekommen. Trotzdem geht er mit Fleiß ans Werk und hat bald den ersten Entwurf fertig. Jetzt kann die Gefandtschaft nicht mehr anders: sie muß ihm wenigstens die 40 000 Francs auszahlen. Der Künstler wird aufgefordert, sich das Geld zu holen. Man führt ihn in ein Zimmer des Gefandtschaftsgebäudes, wo auf einem großen Tische drei riesige Säcke aufgestellt sind. „Was soll das sein?“ fragt er. — „Ihre 40 000 Francs.“ Er öffnet einen der Säcke und prallt entsetzt zurück: es blinken ihm lauter Frankfurterstücke entgegen! Er verlangt statt des Silbergeldes einen Check. „Unmöglich!“ Nun springt er entschlossen in eine Droschke, fährt zu einer Bank und bringt sich einen Kassenbeamten mit, der ihm das Geld fortzuschaffen soll. Als vorsichtiger Mann zählt dieser aber erst das Geld nach. Es waren in der That 40 000 Francs in den Säcken, aber 2500 Francs waren entwerthet oder falsches Geld!

Ein Kampf in Konstantinopel. Dem Bureau Reuter wird über einen Kampf, der dieser Tage in einem der Quartiere Pera stattfand, wie folgt berichtet: Das Viertel Log-Noporan wurde in große Erregung versetzt, die an Bonil grenzte, durch einen Zusammenstoß zwischen der Polizei und einer Bande, die sich in einem Hause verschanzt hatte und sich weigerte, sich zu ergeben. Der Vorfall hat zu beträchtlichen Muthmaßungen Veranlassung gegeben. Es sind zwei Lesarten darüber im Umlauf. Nach der einen waren die Leute gewöhnliche Diebe, die bereits

von der Polizei geraume Zeit in verschiedenen Gegenden der Stadt und in den Vorstädten gehetzt worden waren. Nach der anderen Lesart, die in gewissen Kreisen Glauben findet, gehörten die Leute zu einer revolutionären mazedonischen Bande die nach Konstantinopel gekommen war, um dort ihre Thätigkeit zu eröffnen. Der Hauptgrund für diese Annahme scheint der zu sein, daß die Leute alle gut bewaffnet und reichlich mit Munition versehen waren. Außerdem boten sie einen verzweifeltsten Widerstand, wie er ähnlich in allen Zusammenstößen mit Mazedoniern verzeichnet ist. Die Mitglieder der Bande weigerten sich, sich zu ergeben. Die Polizisten wurden von den Fenstern aus mit Revolvergeschüssen empfangen. Schließlich kam ein Detachement Sersoldaten aus der Kaserne Kasim-Pascha herbei und von der Polizeistation Galata-Gerei wurden Truppen auf den Schauplatz beordert. Trotz dieser Machtentfaltung des Gegners wollten die Belagerten sich nicht einschüchtern lassen. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer auf die Soldaten, von denen mehrere verwundet wurden. Die Truppen antworteten mit ihren Martini- und Mausergewehren und das Feuergefecht dauerte eine ganze Weile. Schließlich wurde ein Eingang erzwungen und die Verteidiger, von denen 7 verwundet worden waren, wurden festgenommen und auf die Polizeiwache gebracht. Eine große Menschenmenge sah dem Kampfe zu, darunter Ruhamebaner aus der Nachbarschaft, die sich mit Stöcken und Beilen bewaffnet hatten. Der Standartkorrespondent meint, die Geschichte habe insofern Bedeutung als sie genau erkennen lasse, daß in Konstantinopel die Bevölkerung und die Regierung in gleich nervöser Erregung seien und überall das mazedonische Komitee vermuteten.

Die Heirathslandbuden der Miss Roosevelt. Einer Meldung des „Gaulois“ nach wird sich Fräulein Alice Roosevelt heuer verheirathen, wenigstens sei dies zu erwarten. — Nur — fünf Bewerber hoffen auf ihre Hand: 1. Leutnant Robert Stirling Clark ist der Adoptivsohn des gezeichneten amerikanischen Bischofs Potter. Mit ihm hat Fräulein Roosevelt kürzlich den famosen Cotillon in Washington getanzt, der 40000 A. kostete. Clark darf auf eine Erbschaft von 40 Millionen A. rechnen. 2. Major Charles Mac Cawley, der den Beinamen „der schöne Drummel“ führt und als Gebieter im Reiche der Eleganz gilt, hat gegenüber seinem Nebenbuhler den Nachtheil, oder vielleicht den Vorzug, daß er kein Vermögen besitzt. 3. John Van Ness Philip, ein persönlicher Freund des Präsidenten und Abkömmling einer der ältesten Familien der Vereinigten Staaten. 4. Edwin M. Morgan, durch seinen Reichtum und nahe Verwandtschaft mit den Willardhären Newport eng verbunden. Endlich 5. der portugiesische Gesandte in Washington, Vicomte de Alte, ein sehr schöner Mann, der der Braut ein altes Wappen in den Brautkorb zu legen vermag. — Fräulein Roosevelt hat also reiche Wahl unter ihren Verehrern.

Standesamt Sonnenberg-Rambach.

Geboren: Am 18. Februar dem Ländler Ludwig Deiser zu Sonnenberg ein Sohn Ludwig Anton Moritz Wilhelm. — Am 20. Februar dem Bierbrauer Georg Hout zu Sonnenberg ein Sohn Richard Josef Melchior. — Am 15. Februar dem Glaser Karl Heuser zu Rambach ein Sohn Adolf. — Am 18. Februar dem Maurer August Will zu Rambach ein Sohn August Christian. — Am 20. Februar dem Tagelöhner Heinrich Stubenrauch zu Sonnenberg eine Tochter Wilhelmine Karoline Hedwig. — Am 21. Februar dem Schreinermeister Philipp Kernberger zu Sonnenberg. e. S. Otto Philipp Karl. 24. Febr. dem Ländler Fried. Theodor Moos zu Rambach eine Tochter Christine Ottilie. — Am 23. Februar dem Landmann Georg Hahn zu Sonnenberg ein Sohn Rudolf Hermann. — Am 26. Februar dem Ländlermeister Karl Mauer zu Sonnenberg eine Tochter Auguste Dora. — Am 23. Februar dem Bierbrauer Peter Vorn zu Sonnenberg eine Tochter. — Am 27. Februar dem Wajchereibesitzer Wilhelm Wagner zu Sonnenberg ein Sohn.

Angeboren: Am 17. Februar der Schreiber Heinrich Conrad Fendler mit der Philippine Louise Diels, beide zu Sonnenberg. — Am 26. Februar der Ländler Karl Wilhelm Adolf West mit der Lina Anna Wilhelmine Auguste Götz beide zu Sonnenberg.

Gestorben: Am 19. Februar der Steinhauser Philipp Wilhelm Adam Karl Martin zu Sonnenberg, 40 Jahre alt. — Am 21. Februar der Schreiner Philipp Karl Adolf Diefel zu Sonnenberg 30 Jahre.

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6. Bitte genau auf die Firma zu achten!

Ausverkauf wegen Geschäfts-Aufgabe.
Foulard-, Woll- und Wascheostüme,
Seidene, wollene und Waschblousen,
Jackenkleider, Costümröcke,
Jaquettes, Paletots, Jupons u. s. w.
zu jedem annehmbaren Preise.
H. B. Lange,
Wilhelmstrasse 10. Wilhelmstrasse 16.
Schränke, Theken, Luster, Atrappen u. s. w. billig abzugeben.

Bersammlung des Kneippvereins.
Sonntag, den 8. März, Nachm. präzis 4 Uhr,
im Saale des Gesellenhauses Doyheimersfr. 24:
Vortrag des Herrn
Dr. Baumgarten von Wörishofen:
„Die Nervosität und ihre Heilung.“
Eintritt für Nichtmitglieder: Sperrh. 1.— M.,
1. Platz 0.50 M., 2. Platz 0.30 M., Mitglieder zahlen die Hälfte.
Um zahlreiches Erscheinen bittet
8835 Der Vorstand.



Nr. 56.

(2. Beilage.)

Samstag, den 7. März.

1903

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ihr Geheimniß.

Novelle von H. S. Walburg.

Gehörten die braunen Locken, welche das Haupt des Regensteiners zierten, die leicht gebogene Nase und die vollen, schön geschwungenen Lippen nicht auch einem andern? Das Bild, was ich gestern Abend sah, und welches namentlich die eine Gestalt so schön hervorhob, — den jungen Künstler, konnte das nicht auch ein Seitenstück zu Albrecht sein! Und deutlich vernahm ich Albrechts Stimme, wie eine düstere Prophezeiung die Worte citirend:

„Und Du, Du wirst ihn nicht wiedersehen
Den wilden, verlass'nen Knaben.“

Die folgenden Tage flossen wieder ganz gleichmäßig dahin, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignen hätte.

Tante Jettchen stets in gleicher Liebe und Güte, mit der sie mich schon in frühesten Jugendjahren umgab, während Tante Adeline nicht unfreundlich, aber immer gemessen, die wenige Zeit, die ich sie tagsüber sah, blieb. Tante Adelines Nervosität schien sich in letzter Zeit noch gesteigert zu haben, ich sah sie nur bei Tische und auch ihr Gesellschaftsfraulein war stets bei ihr in ihrem Zimmer. Mit unermüdlicher Geduld mußte sie sich allen Eigenheiten ihrer Gebieterin fügen, ihr halbe Nächte lang vorlesen, wenn Tante nicht schlafen konnte, und alle ihre Wünsche auf's Beste zu erfüllen suchen. Mein Urtheil über die Tante fiel vorläufig nicht zu ihren Gunsten aus; ich hielt sie für herz- und gemüthlos. Und doch — wenn sie im Garten-Pavillon im Schaukelstuhl lag, ein Buch nachlässig mit den schmalen Fingern haltend, die Augen träumerisch in die Ferne gerichtet, so trat ein weicher Leidenszug in das schöne Gesicht, langsam perlten Thränen aus den Augen, und da wußte ich, sie hatte geliebt und gelitten.

Oft sprang sie plötzlich auf, wie um unwillkommene Gedanken zu verdrängen und befahl „Ausgehen!“ Von solchen Spaziergängen kam sie stets spät zurück und wir sahen sie dann nie vor dem nächsten Tage.

Es wurde inzwischen ungemüthlich in B.

Kalte graue Regentage kamen und schienen nicht wieder an's Weggehen zu denken. Meine Frist, welche ich mir zu der Erholungsreise gestellt hatte, ging ihrem Ende entgegen. Nur noch einige Tage ruhigen Sammelns, und ich sollte dann wieder vom Strudel der Großstadt umbraust werden. Ich beschloß, da das Wetter sich gegen Abend noch gebessert hatte, einen Spaziergang zu machen, der mich zunächst nach dem schönen schattigen Hauptweg des Schlossparkes führte.

Nur einzelne Spaziergänger, alte Leute aus dem Spital, sowie Kinder mädchen, welche die ihnen anvertrauten Kleinen führten, dabei aber auch ein Auge auf die vorübereilenden Vaterlandsverteidiger werfen konnten, begegneten mir.

Die Abenddämmerung war herangekommen. Leise rauschend strich der Wind durch das gefärbte Laub, die früh welken Blätter mit sich nehmend.

Der ganze westliche Horizont war erleuchtet. In buntesten Farbentönen spiegelte sich der Widerschein der lang strahlenden Abendsonne am Himmel. Vom Schlosspark war ich in die rings um die Stadt sich ziehenden schönen Promenaden an den Ruinen der alten Festungsmauer entlang gegangen, bis ich draußen vor dem Haibethar an der Kirchhofspforte stand.

Schon als Kind hatte ich die Neigung, den Todtenader zu besuchen, um die Inschriften der Grabdenkmäler zu studiren.

So zögerte ich auch jetzt nicht, den Seitenflügel des schweren eisernen Thores zu öffnen und einzutreten. Auch hier wie überall: Kostbare mit Blumen reich geschmückte Gräber. Ich besuchte ein Grab nach dem anderen, fast überall sah man die liebende Hand, welche hier gewaltet hatte. Besonders fiel mir ein sauber gepflegter Hügel auf. Sinnend stand ich davor, da weckten mich Schritte.

Eine große, dunkelgekleidete Gestalt, in der einen Hand einen Kranz haltend, näherte sich.

Neckte mich ein Kobold?

Schnell barg ich mich hinter einem hohen Solunderbusch, rechtzeitig noch, denn schon war die Gestalt bis an das eben von mir verlassene Grab gekommen und kniete nieder.

Es war Tante Adeline.

Wildes, verzweifeltes Schluchzen drang an mein gespannt lauschendes Ohr; dann wieder ruhig werdend, fing sie laut an zu dem Todten zu reden.

Was ich vernahm, ließ mein Blut stocken. Mir wurde unheimlich zu Muth, ich konnte nicht bleiben. Vorsichtig entfernte ich mich, ängstlich umsehend, zuletzt lief ich wie von Furien getrieben den langen Kiesweg, bis ich nach einem schier endlosen Weg die Pforte erreichte. Hastig trat ich hinaus, da vernahm ich neben mir einen Schrei; umsehend gewahrte ich Fräulein Baehr. Sie war sehr erregt und hauchte stammelnd:

„Ach Herr — — —“

„Verrathen Sie mich nicht“, zischte ich ihr ins Ohr und eilte davon und nach Hause.

„Wo ist das gnädige Fräulein, ist sie hier?“ Stromp, welcher mir öffnete, war von der hastigen Anrede sichtlich verwirrt.

„Nein“, kam es endlich aus seinem breitgezogenen Munde heraus, „gnäd'ges Fräulein kommen aber sofort wieder.“

„Bestelle, daß ich sie im Salon erwarte“, rief ich von der Thür aus zurück.

Ich war in demselben Zimmer wie damals am ersten Abend, und doch wie ganz anders, wie fremd starrte mich Alles an.

Und Tante Jettchen kam bald.

Athemlos, ohne Hut und Mantel abgelegt zu haben, fragte sie angstvoll: „Bern, was ist Dir, Du bist doch nicht krank, der Diener sagt, Du wärst so aufgeregte?“

Ich stürzte mich wie ein Kind in ihre Arme und rief:

„Tante, ach Tante, was ist's bei Euch, was ist's mit Tante Adeline?“

Sie erbleichte und trat einen Schritt von mir.

„Du weißt es, Bernhard, auch Du —“ murmelten traurig ihre Lippen.

„Das heißt, ich —“, stotterte ich wie ein Schulknabe, welcher auf einer schlechten That entdeckt ist.

„Du hast ein Anrecht, Bernhard, danach zu fragen. Heute kann ich es Dir noch nicht erzählen, soviel wisse aber: Ja, ein Geheimniß, ein düsteres, schweres lastet auf ihr, es hat vieler Menschen Glück gestört —“.

Ihre sonst so frischen Farben waren gewichen, ihre Büge hatten einen fast harten Ausdruck angenommen.

Ich bereute die Frage, da ich sah, welchen Eindruck sie hervorgebracht hatte. Leise näherte ich mich der Tante und legte meine Hand auf ihren Arm.

„Tante“, bat ich traurig, „verzeih, wenn ich unbewußt an

eine Wunde rührte, deren Ursache mir vielleicht immer verborgen bleiben sollte!"

"Ich habe Dir nichts zu verzeihen, mein Bernd, Du bist der einzige Verwandte unseres Hauses, Du bist uns so nahe gekommen, Du hast ein Recht zu fragen, was Dir früher oder später doch bekannt geworden wäre!"

II.

"Ich weiß nicht, war es ein Schmerzensschrei, Der schrill durch die Ferne geklungen?"

Gähmend lag ich auf meiner Chaiselongue ausgestreckt, eine blaßgraue Kugel zwischen den Fingern haltend, seine blaßgraue Kugel durch Mund und Nase blasend, welche nach einer kleinen Steigung sich im ganzen Zimmer zertheilten und einen angenehmen Duft verbreiteten.

Seit vier Wochen saß ich nun wieder mitten im Strudel der Großstadt, nicht mehr der Gemüthsmanne aus der Sommerfrische — höchstens in der Einsamkeit konnte man sich dem Luxus der Gefühlsstimnungen hingeben — sondern der elegante, blasirte Lebemann comme il faut.

An Tante Jettchen hatte ich gleich nach meiner Rückkehr einen längeren Brief geschrieben, zu meiner Verwunderung aber keine Antwort erhalten. — Der Oktober war bis jetzt recht unangenehm. Der Himmel hatte ein graues Regenkleid angelegt, das ihm nicht grad zu vortheilhaft stand. Eintönig prasselte der Regen nun schon seit vorigem Tage hernieder. Wie ein kleiner Strom schob das Wasser durch die Straßen, auf denen man verirrte, hoch aufgeschürzte, mit mehr oder weniger komfortablen Schirmen bewaffnete Gestalten eiligt geschützten Räumen zustreben, Coupés, Droschken und sonstige Fahrgelegenheiten überfüllt durch den Regen hasten sah.

Es klopfte.

"Herein! — Stromp, was giebt es?"

"Die Post, gnäd'ger Herr!"

"Schon gut, leg's auf den Schreibtisch."

"Befehlen gnäd'ger Herr?"

"Nichts!"

Er verschwand in der geräuschlosen Domestikenart. Ich erhob mich von meinem Lager, um mich in meinem bequemen Arbeitsessel vor dem Schreibtisch niedergelassen und betrachtete die Postfächer, zuerst Geschäftsfächer, Anfragen nach neuen Beiträgen usw., Anichtsarten von Bekannten, welche sich auf irgend einem Fleckchen Erde amüsirten und zum Zeichen des „Deingedenkens“ dem Fernen einen Gruß in poetischer und prosaischer Form darbrachten, ein Billet von einer alten Freundin, in welchem sie mich bat, in den nächsten Tagen zu ihr zu kommen, dann Drucksachen, Zeitungen und hier — ein Brief mit breitem Trauerrand? Wer? Hastig riß ich den Umschlag auseinander — Tante Adeline! — Ich war wie betäubt.

Lange dauerte es, ehe ich das Schreckliche fassen konnte. Wie war's möglich, vor vier Wochen noch gesund verlassen und jetzt? — Ich sah nach dem Datum: am 29. September — und heute hatten wir den 4. Oktober!

Jetzt erst bemerkte ich am Poststempel, daß die Anzeige verspätet abgesandt war; man hatte in der Verwirrung die Todesanzeige an mich abzusenden vergessen.

Arme Tante! Friede Deiner Asche!

Nun birgt Dich schon drunten die kühle Erde. Wie hätte ich denken können, Dich nie wieder zu sehen!

Dem Morgen waren inzwischen schon verschiedene andere gefolgt. Mein Beileidsschreiben an Tante Jettchen hatte ich geschickt, gleich darauf auch einen gedruckten Dank erhalten, sonst hatte ich ebenso wenig Aufklärung über das für mich so unerwartet eingetretene Ereigniß als über Tante Adeline's Geheimniß ihres Lebens erhalten.

Ich hatte eben Visite bei meiner alten Freundin und Gönnerin, Frau Baronin v. Moorbach, gemacht.

Sie wird in den Schriftstellerkreisen als eine sehr kluge, feindenkende Romanistin verehrt und schon ihr erstes Werk „Pater peccavi“ hatte ihren Namen sofort in den weitesten geistigen Kreisen bekannt gemacht.

Ihr Mann, welche bei Bionville mit Erfolg um Deutschlands Einheit und Größe kämpfte, hatte sich dort als General bedeutende Verdienste und die Anerkennung seines Kaisers erworben, starb aber bald infolge einer erhaltenen Verwundung. Soweit es die Gatten betraf, war die 36jährige Ehe eine außerordentlich glückliche gewesen. Freilich, jede Familie und mag sie noch so glücklich scheinen, hat ihr Skelett; hier war es der Sohn, der Einzige.

Werner von Moorbach hatte den harten Kopf seines Vaters geerbt. Er war stets ein gehorsamer Sohn gewesen bis auf den Punkt, da es sich um sein Lebensglück handelte.

Er wollte Künstler werden, ein Sänger von Gottes Gnaden. Dem General war dies nicht recht. Er wollte aus seinem hübschen, intelligenten Sohn einen flotten Offizier oder tüchtigen Staatsmann gemacht haben, der seines Namens würdiger gewesen wäre.

Nach vielen harten Kämpfen kam es wirklich so weit, wie das bangende Mutterherz vorausgesehen hatte, der Sohn erhielt einen Theil des Vermögens zur Ausbildung und ging, verstoßen aus dem Elternhause, einen Vaterhuch zum Geleit, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen — auf immer.

Dies erfuhr ich durch einen Bekannten, welcher damals viel im Hause des Generals verkehrte und ein Freund Werner's war. Die Baronin selbst hat nie mit einem Wort etwas verrathen, nur ihr Roman „Pater peccavi“ schien ein leidenschaftlicher Ausdruck ihres armen gequälten Herzens zu sein.

Der Weg von der Gneisenau zur Großbehrenstraße erschien mir heute unendlich verkürzt.

Während ich achtlos an den Passanten vorbeischlenderte, mußte ich fortwährend an das Bild denken, welches mir auf dem Schreibtisch der Baronin zum ersten Mal in die Augen fiel und das den Sohn vorstellte.

Das offene interessante Gesicht kam mir so bekannt vor, wo hatte ich es schon gesehen?

In meiner Arbeitsstube fand ich ein Paket. Als ich es öffnete, fielen mir zwei dicke roth eingebundene Bücher entgegen. Auf dem einen, welches nur halb voll beschriebenen war, prangten unter der siebenzackigen Freiherrnkronen und dem Wappen die Worte: „Tagebuch von Adeline v. Grossau“, während das andere Tante Jettchen's Namenszug führte.

Ich habe den ganzen Abend, die halbe Nacht durch gelesen, bis meine Lampe ein immer trüberes Licht verbreitete, bis sie erlosch.

Dann habe ich mich angekleidet auf mein Bett geworfen, weil ich meinte, der Kopf müsse mir zerspringen.

War es möglich, war es wahr, täuschte mich nicht nur eine Vision?

Ich stand wieder auf und ging in das nebenanstoßende Zimmer an den Schreibtisch. Dort lagen die unheilvollen Bücher!

Stöhnend warf ich mich in einen Sessel und bedeckte mein Gesicht mit den Händen.

So war ich eingeschlafen, den überreizten Nerven sollte der Schlaf Erholung bringen. Und so fand mich Stromp, als er, verwundert durch das so lange ausbleibende Klingeln, mich weckte.

„Im silbernen Mondlicht wallte der Rhein.“

„In den rätischen Alpen, wo Burgund, Italien und Deutschland sich begegnen, entspringt“ — wie Heinsold in einem Aufsatz sagt, — „unser herrlicher deutscher Rhein.“

Durch Eis und Schneefelder, Gebirg und Thal braust er dahin, von Nebenhügeln und grünen Matten umkränzt, mit stattlichen Schlössern geschmückt, von ehrwürdigen Domen begrüßt, von Städten, jugendmuthig in ihrem Alter, gesegnet, von den reichen Woten der Gebirge, den herrlichsten Flüssen getränkt.“

Auf der linken Seite dieses schönen, vielbesungenen Stroms, da, wo der Schwarzwald sich in ein flachwelliges Hügelland zu verlaufen beginnt, steigt aus einem tiefen Thal, von Nußbäumen und edlen Kastanien bekränzt, ein steiler grauer Felsen kühn und mächtig empor.

Hoch oben erhebt sich, mit vielen Fenstern und schiefhängenden Erker und einem hohen Warthturm, aus welchem eine Fahne mit dem Wappen des Geschlechts weit hinein in's Land grüßt, ein mächtiges, finsterblickendes Gebäude. Es ist die Stammburg derer von Grossau.

Ein steiler, mühevoller Weg ist es, den wir zu gehen haben, um an eine äußere Pforte, welche, wohl verschanzt, den Eingang zu der Zugbrücke verbietet, zu gelangen. Nachdem die Pforte geöffnet und die Brücke mit raselndem Gepolter heruntergelassen, gelangt man an ein inneres Thor, welches nach alter Sitte tief und fest gebaut, mit Fallgattern und anderen Vertheidigungsmitteln, welche in der Noth dem Feinde wirkungsvolle Ueberraschungen bieten, versehen ist. — Nachdem auch diese Pforte hinter uns liegt, stehen wir direkt vor Adeline's Heimath.

Ehemals, vielleicht zu den schönsten Burgen des Rheins gehörend, der Stolz des Erbauers gewesen, ist sie doch jetzt schon sehr dem Verfall preisgegeben.

Man kann es eigentlich nur noch eine Ruine nennen, das alte Schloß, denn nur der mittlere Bau ist vollständig erhalten und wohnbar, während die beiden Seitenthürme nur noch ein altes Gemäuer bilden, welche mit dem weit vorhängenden

Wänden bei jedem heftigen Sturm einzufallen drohen. Obgleich das kahle, einsame Schloß auf dem Felsen Manchem nicht gefallen mag, entbehrt es doch nicht der Romantik. — Von dem hohen Thurm und den vielen Fenstern hat man eine herrliche Aussicht nach dem schönen östlichen Höhenzug, dem nach seinen dunklen Tannenwäldern, sogenannten Schwarzwald, dem grünen Rhein, welcher langsam majestätisch dahin wallt, und dem von den Römern „mons vosegus“ getauften Wasgau. Haben wir ein gutes Auge, so erkennen wir bald am jenseitigen Ufer die Thürme des Münsters des herrlichen, vielbesungenen Straßburg, welches durch die Schwäche des zerplitterten Vaterlandes verloren ging, von einem einigen Deutschland aber nach 189 Jahren zurückerkämpft wurde.

Der Gründer des Schlosses, ein alter reicher Sonderling, hatte testamentarisch bestimmt, daß das Schloß mit dem Aussterben seines Namens verfallen sollte. Henriette und Adolina's Vater, Wolfgang von Grossau, war der Letzte seines Stammes.

Damals, als einige Jahre nach Henriette's Geburt seine Gemahlin starb, heirathete er zum zweiten Mal eine jugendliche, hübsche und reiche Gräfin, bei welcher, nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt, eine Krankheit zum Ausbruch kam, der sie nach jahrelangem Aufenthalt in der Heilanstalt erlag.

Henriette war zu einem sechzehnjährigen Mädchen herangewachsen. War auch ihr Aeußeres nicht hübsch zu nennen, so hatte doch ihr bescheidenes, offenes Wesen etwas ungemein Anziehendes.

Nährend war es, wie sie schon für alles sorgte, sich um den Haushalt kümmerte und die kleine mutterlose Schwester neben einer treuen Kinderfrau erziehen half. Henriette verstand es auch, sich ihrem kränkenden Vater nützlich zu machen und, war einmal Gesellschaftsabend und die verschiedenen alten Herren kamen, so verstand Henriette in ihrer schlichten, anmuthigen Weise so reizend ihren Pflichten nachzukommen, daß man sie scherzweise „das Hausmütterchen“ nannte, welchen Titel sie auch schließlich behielt.

Adolina machte ihrer jugendlichen Pflegemutter viel Schwierigkeiten, da das leidenschaftliche Kind schwer zu behandeln war. Obgleich sie an ihrem Vater und ihrer Schwester mit leidenschaftlicher Liebe hing, erzürnte sie dieselben sehr oft durch ihren Eigensinn. Doch sah sie bald ihr Unrecht ein, das bessere „Ich“ siegte, und sie konnte bitten und schmeicheln bis Alles wieder gut war.

Den ersten Unterricht gab ihr die Schwester. Doch für das sehr gewetzte Kind war das bald nicht mehr ausreichend. Es wurde für wenig Gehalt eine Lehrerin gesucht, und es kam auch eine in Gestalt einer älteren Dame, welche treu und anhänglich zur vollsten Zufriedenheit der Familie war.

Plötzlich erkrankte Herr von Grossau. Schon in seinen früheren Jahren litt er an einem Herzfehler. Dieses Leiden hatte sich wieder bemerkbar gemacht, und, obgleich der Zustand des Kranken zu größeren Besorgnissen keinen Anlaß gab, hielt es der Arzt für gut, ihn einige Zeit nach dem sonnigen Süden zu schicken.

Adolina blieb mit ihrer Erzieherin daheim, während Herr von Grossau und Henriette sich nach der Riviera begaben, um dort vollständige Heilung zu suchen. — Es war ein schön gelegener, stiller Ort, in welchem sie nun schon einige Wochen weilten.

In der sorgfamen Pflege und herrlichen Natur, welche ihn rings umgab, hatte der Kranke schnell wieder die frühere Muthigkeit erlangt, so daß er mit seiner Tochter sogar Parthien unternahm.

In derselben Pension, in der Herr von Grossau mit seiner Tochter weilte, wohnte auch ein junger Sänger, welcher nach einem glanzvollen Tournee durch Oesterreich und Süddeutschland einige Wochen in Zurückgezogenheit leben wollte.

Durch Henriette's meisterhaftes Klavierspiel aufmerksam geworden, schloß er sich ihnen an und oft erklang, während Henriette mit großer Fingerfertigkeit begleitete, der schöne Tenor des jungen Mannes, bald ernst und düster, bald innig weich, bald leidenschaftlich und wild.

Sobald der Sänger die ersten Töne anhub, begann er ein anderer zu werden. Seine hohe, schlanke Gestalt rechte sich, der Zug von Ermüdung und Abgespanntheit verschwand völlig, in das blasse, edel geschnittene Antlitz stieg allmählich eine dunkle Röthe, während die Augen sich öffneten und leuchteten im heiligen Feuer der Begeisterung. Auch Henriette wurde von seinem Feuer mit hingerissen; sie fühlte sich in eine andere, sorgenfreiere Welt versetzt, sobald nur seine Stimme erklang, und erröthend senkte sie das Haupt, trafen des jungen Mannes leidenschaftliche Blicke, wenn er sich dankend vor ihr verneigte, die ihrigen.

Mit großer Liebenswürdigkeit und Zuborkommenheit, wie man sie kaum an dem stolzen Manne kannte, behandelte auch Herr von Grossau den jungen Künstler, trotzdem er sein Benehmen selbst kritisirte, befand er sich doch auch in den Banden des genialen Mannes.

Es kam die Zeit des Abschieds.

Der letzte Abend war da, und noch einmal sang er. Nie hatte seine Stimme so hinreichend geklungen, als an jenem Abend. Verhaltene Erregung sprach aus Henriettes Augen, und unendlich weich und traurig klang das alte Lied vom Scheiden. Da vermochte das Mädchen sich nicht mehr zu fassen, jäh brach sie ab, das Gesicht in die Hände vergrabend, während der ganze Körper vor Weinen bebte.

Leise trat der Sänger heran, und einen heißen Kuß auf ihre schmerzlich verzogenen Lippen drückend, flüsterte er: „Auf Wiedersehen!“

(Schluß folgt.)

Poesie-Album.

Weiser Rat.

Nicht jede Nacht ist sternenklar,
Nicht täglich scheint die Sonne.
Nicht jeder Freund ist treu und wahr,
Nicht jeder Tag birgt Wonne.
Nicht jedes Mägdlein gibt sich gleich —
Gefällt es dir — gefangen,
Nicht jede Schöne anmutreich,
Beut dir gleich Kuß und Wangen.
Nicht jeder Wein ist trinkgerecht,
Nicht immer groß die Flasche —
Und ist der Trank auch noch so echt,
Ist manchmal leer die Tasche!
Drum: Find'st du einen echten Mann,
Dem du kannst treulich glauben,
Und find'st du eine volle Kann'
Mit echtem Blut der Trauben,
Und find'st du eine echte Maid
Mit holdverschämten Wangen —
Dann säum' nicht lange, sei geschmidt!
Vergiß nicht zuzulangen!

Richard Wilhelm.



Nur ein Gedicht.

Du wirst nicht meine Lieder lesen,
Die ich in Tränen dir geweiht,
So wird denn, was dies Herz gewesen,
Spurlos verlaufen wie die Zeit.

Du könntest mir allein vergeben,
Doch bist du fern und hörst mich nicht —
Dir wär's, zu retten noch ein Leben,
Der kalten Welt ist's ein Gedicht.

Ant. Arn. Burnt.



Gurgeln.

Möchten es sich doch alle Mütter zur Pflicht machen, ihren Kleinen so früh als möglich das Gurgeln zu lehren! Es kostet viel Zeit, Mühe und Geduld, denn es muß unaermüdllich vorgemacht werden. Anfangs ist eine kleine Belohnung nach diesen Anstrengungen am Platze.



Der kleine Handwerksbursch.

Ich armer, kleiner Handwerksbursch
Hab' nichts, als Not und Plad,
Dieweil ich immer wandern muß
Und ohne Geld im Sack.

Es ging mir aller Orte
Im Lande her und hin,
Bald jagte mich der Meister fort
Und bald die Meisterin.

Ein schäbig Röcklein hab' ich nur,
Ein halbes Hemd dazu;
Und wenn mich rechts der Stiefel drückt,
So schlappt mir links der Schuh.

Zur Nacht lieg' ich auf harter Stren
Und kau an trockenem Brot.
Ach, wenn das meine Mutter wüß',
Sie weinte sich halbtot!



Wie Fritzchen sein Einmaleins gelernt hat.

Ein Märchen.

„Was hat denn der Junge da unter dem Kopfflissen?“
Die Eltern beugten sich behutsam nieder und erkannten
beim schwachen Scheine der Nachtlampe, daß es die Rechen-
fibel war, deren eine Ecke sich etwas hervorgeschoben hatte.

„Aha! Das Einmaleins mit der Sieben!“ flüsterte
lächelnd der Vater. „Ueber Nacht soll's aus dem Buche
heraus und durch das Kopfflissen hindurch in den kleinen,
zerstreuten Kopf marschieren!“

Leise entfernten sich die Eltern; sie waren am Abend in
Gesellschaft gegangen und hatten Fritz in schweren Sorgen
zurückgelassen; es wollte und wollte nicht gehen, das böse
Einmaleins mit der Sieben! Gustchen, das Hausmädchen,
hatte überhören wollen, immer wieder und wieder — es
ging nicht, bis sie endlich die Geduld verlor und entschieden
erklärte: „Du mußt jetzt zu Bett, es ist schon halb neun.“

Weinend hatte Fritz geklagt: „Dann komme ich mor-
gen wieder runter.“

Da hatte ihm Gustchen geraten, die Rechenfibel unter
sein Kopfflissen zu legen: „dann kannst du's morgen aus-
wendig“ — und dabei hatte sich Fritz endlich beruhigt.

Still, mausestill, war es im Kinderzimmer, nach-
dem die Eltern sich entfernt hatten.

Dieß sich da nicht ein leises Richern hören? Es
mußte aus der Rechenfibel gekommen sein, und richtig! Da
saß ein winzig kleiner Kobold auf dem Rande des Buches,
er gab Fritz einen Nasenstüber, so daß dieser erwachte.

„Wer bin ich?“ richerte das Männchen.

„Du bist die abscheuliche Sieben,“ antwortete Fritz,
„ich kenne dich.“

„Richtig,“ entgegnete der Kobold, „warte, gleich kom-
men auch die andern.“ — Jetzt klang's wie Militärmusik
aus der Fibel, die mit einemmale wie eine kleine Ka-
serne aussah, und da zog es heraus, lauter ganz kleine
Soldaten, ein Regiment nach dem andern. Jedes hatte
eine andere Uniform, gerade wie Fritzchens Bleisoldaten,
und wie er genauer hinsah, waren es lauter Zahlen, aber
sie gingen nicht in gleichmäßigen Reihen, die Reihen wur-
den nach hinten immer breiter, und neben einer jeden
marschierte ein Unteroffizier, der anders aussah als die
andern.

„Freuet Euch des Lebens,“ klang es jetzt, und dicht
bei Fritz vorbei marschierte das erste Regiment. In der
ersten Reihe ging eine einzige Eins, und der Unteroffizier
neben ihr war auch eine Eins. Dann kamen zwei Einsen,
daneben eine Zwei, und so fort, zehn Reihen entlang.
Dann kam das Regiment mit den Zweien, die marschierten

auch gar lustig, dann die Dreien, die Vieren, und nun
kamen die Fünfen. Das waren prächtige kleine Kerls,
sie hatten weiße Uniformen an und silberne Helme auf.
Und wie stramm marschierten sie, und wie scharf hielten die
Unteroffiziere mit ihnen Schritt! Fritz nickte ihnen freund-
lich zu, als wenn er sagen wollte: „Ihr seid mir die
besten Freunde!“ Ein bißchen ernster wurde er aber,
als darnach die „Sechsen“ aufmarschierten — und nun!
ach, wie so kläglich klang's jetzt aus der Fibel heraus: „Ach,
du lieber Augustin, alles ist weg!“ — Was waren das
für jämmerliche Burschen, die da heraus marschierten!
Lauter kleine Sieben, und das Männchen, das Fritzchen
vorher geweckt hatte, war in die erste Reihe gesprungen
— ja, das waren wirklich klägliche Soldaten, kein Schritt,
kein Tritt!! — Und die Unteroffiziere wankten hin und
her, gerade wie der betrunkene Mann, den Fritz neulich
auf dem Schulwege gesehen hatte. Auch liefen sie immer
durcheinander. Neben der Reihe mit den fünf Sieben
lief der Herr Unteroffizier Neunundvierzig, und neben
den sieben Sieben sein Kollege Herr Fünfunddreißig. Fritz
setzte sich auf, um Ordnung in das lieberliche Regiment zu
bringen; er nahm die Neunundvierzig und die Fünfund-
dreißig und stellte jede auf ihren richtigen Platz. Unter
den Fingern aber liefen sie ihm wieder fort, und alle
Sieben purzelten durcheinander. Dabei wollten sie vor
Lachen fast umfallen, hielten den Arm gegen Fritz aus-
gestreckt und machten „Etsch, etsch!“ — Fritz wurde ganz
angst und bange zu Mute: er haschte nach den wider-
spenstigen Unteroffizieren, vergebens! — Da erscholl mit
einemmale eine laute Stimme: „Sieben, sieben!“ Und
„siebenmal sieben ist neunundvierzig!“ rief Fritz voller
Angst. — — —

„Sieben Uhr ist's, Junge, du mußt aufstehen!“ —
Es war Gustchen. — Schlafrunken rieb sich Fritz die Augen.
Wo waren die Soldaten? Die Fibel war auf die Erde
gefallen und sah jetzt garnicht mehr wie eine Kaserne aus.
Gustchen aber sagte: „Du kannst ja dein Einmaleins, siehst
du, es hat geholfen!“

Und so war es auch. Fritz kam in der Rechenstunde
eine ganze Bank herauf. Versucht es auch einmal, Ihr
Kinder, das Buch unter das Kopfflissen zu legen, wenn's
anders garnicht gehen will.



Rätsel und Aufgaben.

1. Logogriph.

Gern nimmt man an der blauen See
Im Wort mit i das Wort mit d
An heißen Sommertagen.
Doch auch, was mit h es nennt,
Gewährt, wenn heiß die Sonne brennt,
Erfrischung und Behagen.

2. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 eine Frucht,
- 2 1 3 4 7 eine Hauptstadt,
- 5 1 4 7 8 3 ein Regent,
- 3 6 7 8 eine Blume,
- 3 4 8 7 ein Maß,
- 2 3 8 4 7 eine Belohnung,
- 7 6 6 3 eine durch eine Schlacht bekannte Stadt,
- 1 1 3 ein Fluß,
- 8 4 7 eine Speise,
- 5 1 8 7 8 ein Nahrungsmittel.

Scherzfrage.

Welche Umzäunung, umgekehrt,
Wird als ein Gemüse verzehrt?

(Auflösungen in der nächsten Jugendnummer.)

Auflösung der Rätsel in letzter Jugendnummer.

Rätsel: 1. Stern. — 2. Hanswurst.
Scherzfrage: Die Bewohner von Fez.